

Zeitschrift: Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin
Band: 123 (1997)
Heft: 17

Artikel: Die Pfahlbauer und ihr Telefon : Fortsetzungsgeschichte
Autor: Lüthi, Heinz / Wechsler, Magi
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-602833>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

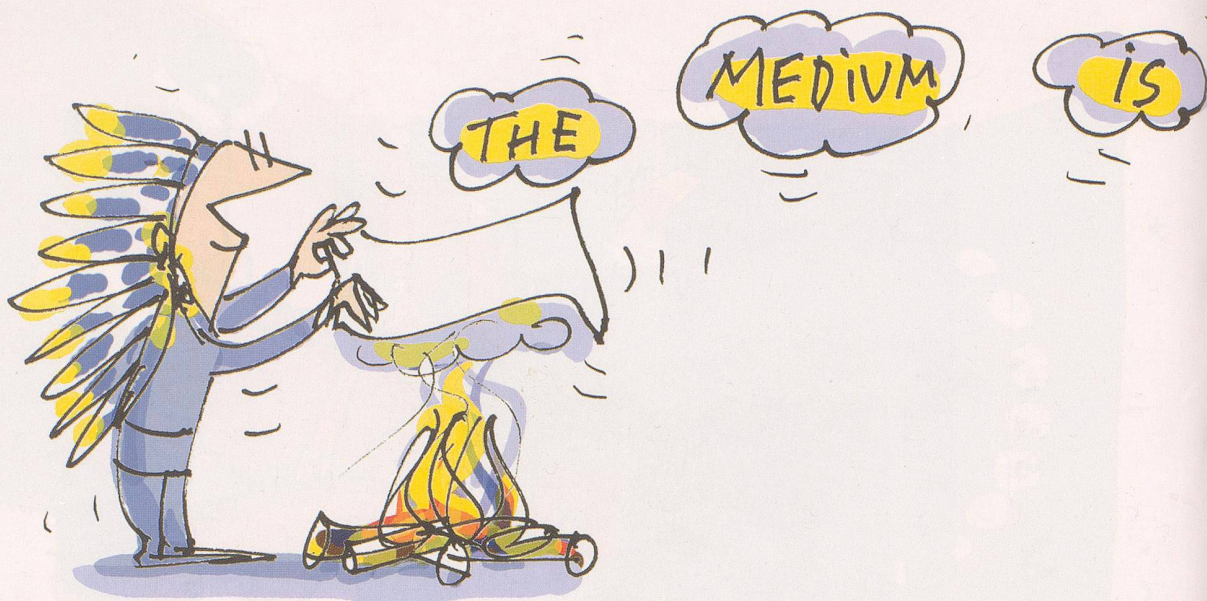
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 22.12.2024

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

„Am Anfang war das Wort und das Wort war bei Gott...“

So steht es im Evangelium des Johannes, und dass das Wort bei Gott war, das war richtig und gut, aber dass es zu den Menschen gekommen ist, hat einige Verwirrung gestiftet, denn das Wort, das zu den Menschen kam, hat die Kommunikationsgesellschaft geschaffen und von dieser profitiert weniger der göttliche Urheber, als jene weltlichen Verwerter – auch Telecom genannt – deren einer Vertreter aus deutschen Landen jüngst die Tortur von Frankreich, auch Tour de France genannt, gewonnen hat, seltsamerweise nicht mit telefonieren, sondern mit gleichmässigem Strampeln auf dem Drahtesel.



DIE PFAHLBAUER

Doch schweifen wir nicht gleich in die Jetztzeit, schlagen wir doch genüsslich einen kleinen satirischen Bogen zum Thema menschlicher Verständigung vom Turmbau zu Babel bis heute.

Der babelische Turmbau war Gigantismus der Urzeit. Bis an die Wolkenburg Gottes sollte der Turm reichen, begreiflich, dass der Schöpfer eingriff und sich die Störung seiner göttlichen Ruhe verbat. Doch emsig bauten sie weiter, diese zweibeinigen lautstarken Kümmerlinge, die der Allmächtige nach seinem Ebenbild geschaffen hatte, leider, wie er sich bald einmal eingestehen musste, nachdem der

Lärm auf der babelischen Grossbaustelle nicht enden wollte.

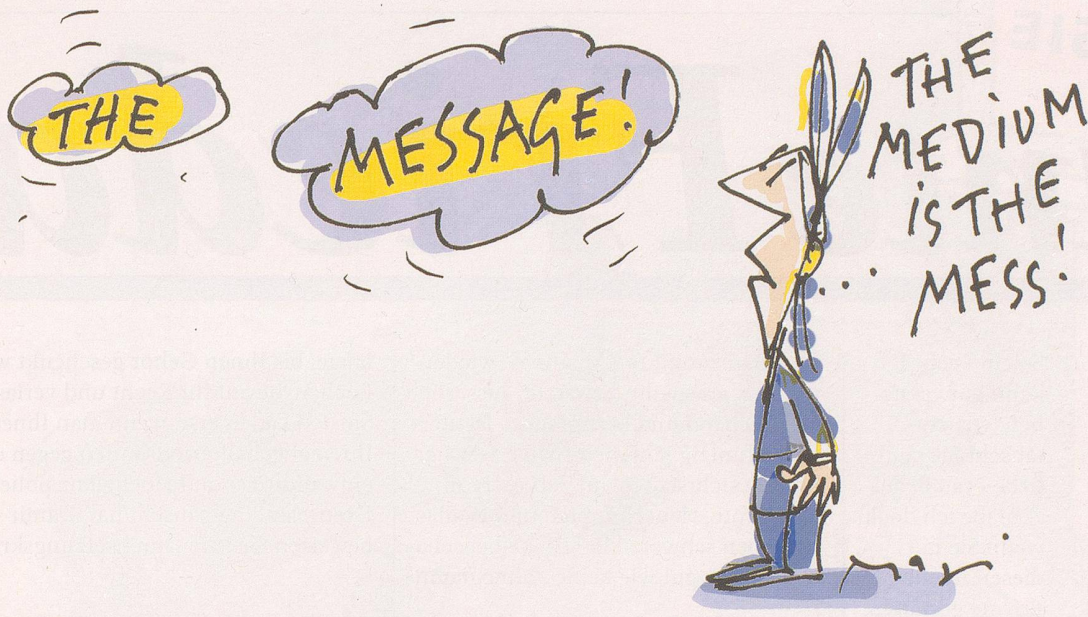
Endlich verliess ihn die Geduld. Keine zürnenden Flammenspeere stiess er aus den Wolken hernieder, keine Sintflut liess er niedergehen und kein Sandsturm deckte die Baustelle zu, nein, er verwirrte das Wort, das er ihnen gegeben hatte in vielerlei neue Fügungen. Die Ziegelbrenner und Maurer, die Steinmetzen und Baumeister, die Wasserträger und Mörtelschlepper, die Kameltreiber und Ochsenführer verstanden einander nicht mehr. Plötzlich war aus dem wohlgeordneten, generalstabsmässig arbeitenden Arbeitsheer

ein chaotischer Haufen geworden. Sie verliefen sich in alle vier Winde, der Turm begann zu bröckeln, zerfiel Jahr für Jahr immer schneller, und der Gott des Wortes zog sich in seine stille Wolkenburg zurück und schmunzelte über seine kümmerlichen Ebenbilder, die sich sozusagen sprachlos über die ganze Welt verbreiteten.

Immerhin, ein paar Laute hatte er ihnen gelassen und zäh, wie sie waren, mühten sie sich damit ab, aber es war ein hartes Stück Arbeit bis sich daraus etwas Sinnvolles formte und es war nicht einfach, den Kindern mitzuteilen, dass «Urrurr» Hunger heisst und etwas

völlig anderes ist als «Krkpf», welches Durst bedeutet. Aber immerhin, die Zahl der Wörter nahm stetig zu und es war ein Schatz, der da im Entstehen begriffen war, ein Wortschatz, sorgfältig weitergegeben von Geschlecht zu Geschlecht. Und sie verstanden es, diesen Schatz zu mehren. Es gab Dichter unter ihnen, welche die Helle des Morgenhimmels auf Namen von Farben übertrugen, Hellblau, Hellgrün, Hellgelb, aber auch Denker, die gedankliche Konstruktionen in neue Wörter fassten wie das Wort «weil». Es ist kalt, weil Sonne fehlt. Sonne fehlt, weil Wolken davor. Wolken davor, weil Gott zürnt.

FORT-
SETZUNGS-
GESCHICHTE
VON HEINZ
LÜTHI.
BILD: MAGI
WECHSLER



Einbaum und zerrissenem Netz bei der Hütte «Zum feisten Hecht» anlegte, hatte er zum Schaden auch noch den Spott. Denn unseligerweise war ausgerechnet an diesem Tag eine Basler Flussfischer-sippe zu Gast, die überheblich erklärte, in Basel habe man längstens von Rauchzeichen Abstand genommen und übermittelte Nachrichten nachts mit Feuerzeichen und tagsüber mit an Stangen gebundenen Fuchsschwänzen. Im übrigen sei die Nachrichtenpanne unerheblich, sie hätten nämlich noch ein paar geräucherte Lachse bei sich, damit die Zürcher doch einmal sähen, was guter Fisch sei. Hechte, Schleien und Brachsmen verfütterte man in Basel prinzipiell nur an Dienstboten und Hunde.

UND IHR TELEFON

Und wenn sie sich abends auf die Lagerstätte warfen und durch einen Spalt des Zeltdaches den perlenfunkelnden Nachtmantelsaum Gottes erblickten, dann waren sie froh, den Arm um die Gefährtin oder den Gefährten zu legen und mit den Worten einzuschlummern: «Gut und warm, weil du da.» Und damit hatten sie Zuneigung, Wärme und Geborgenheit in etwas Künstliches gebracht: in Sprache.

Dies war der eigentliche Beginn der Kommunikation. Und wie der erste Jäger seiner Sippe von weitem zurief: «Feuer machen. Wild erbeutet!» war das der Beginn der

Telekommunikation, also des fern- oder lautmündlichen Verkehrs.

Nach dem urmenschlichen Motto: «Immer schneller, immer besser!» wurde dieses Verfahren stetig verbessert. Da entdeckte beispielsweise ein Pfahlbauer aus dem unteren Zürichseebecken, der seinen Fang hinter der Halbinsel Au betrieb, dass er mittels nassem Ufergras, das er auf ein lodernes Schilffeuere legte, Rauchzeichen in den Himmel machen konnte, die von denen in Zürich unten gesehen wurden. Pfiffig, wie die Zürcher nun einmal sind, wurden flugs Signalcodes entwickelt. Ein langer Rauchstrich be-

deutete: Riesenfang, Verwandte einladen! Worauf sie in Zürich unten die Sonntagsfelle anzogen, sich eine Möwenfeder ins Haar steckten und die frohe Botschaft von Haus zu Haus trugen.

Das Verfahren klappte gar nicht schlecht, aber einmal spielte das Schicksal dem wackern Fischer einen üblen Streich, als nämlich an einem schwülen Sommernachmittag der Blitz in eine alte Tanne auf der Au fuhr, worauf bald einmal eine riesige Rauchsäule über dem obern Zürichsee stand, was in Zürich unten als Megagigafang gedeutet wurde. Und als der brave Fischersmann mit leerem

In Zürich atmete man auf, als die überheblichen Gesellen am nächsten Tag aufbrachen, und beschloss, jeglichen Verkehr mit den Baslern bis auf weiteres einzustellen, es sei denn, dass man durch widrige Umstände dazu gezwungen werde, was ein paar tausend Jahre später tatsächlich geschah, doch trübt diese unselige Fischgeschichte bis heute das Verhältnis der beiden Gemeinwesen.

WIE ES MIT DEN PFAHLBAUERN, IHREM UND UNSEREM TELEFON WEITERGEHT, ERFAHREN SIE IM NÄCHSTEN HEFT.